

Konzept & Kritik

MARKUS RIEGER-LADICH

Schmutzige Wissenschaft

Blumenberg, Koselleck und die Idee der Interdisziplinarität

Im Sommer 1973 erhält Hans Blumenberg Post. Nach ersten Professuren in Hamburg, Gießen und Bochum hatte er sich drei Jahre zuvor gegen den Ruf aus Bielefeld und für die Ordinarienuniversität Münster entschieden. Auf diesen Wechsel kommt Reinhart Koselleck in seinem Brief zu sprechen. Die Universität Bielefeld, die einen neuen Typus verkörpern sollte und zu diesem Zeitpunkt noch keine zehn Jahre alt ist, scheint die Erwartungen nicht einzulösen, die an ihre Gründung geknüpft worden waren. Koselleck schreibt an den Kollegen, der sich für eine traditionsreiche Adresse entschieden hat: «Freilich haben Sie sich vermutlich richtig entschieden, denn die geplanten Vorzüge von Bielefeld schrumpfen dahin. Dauernd werden neue Reformen über die noch nicht angelaufenen gestülpt und wenn sich alles unter dem Dach einer Gesamthochschule versammelt hat, werden wir alle Studierräte im Hochschuldienst sein. Eine neue Hierarchie des Ehrgeizes wird gezüchtet werden, es werden Oberstudienräte im Hochschuldienst wachsen, Ober-, Generaloberstudienräte, alles unter dem Deckmantel paritätischer Professoren.»¹

1 Koselleck an Blumenberg am 18. Juni 1973, DLA Marbach, zit. nach Annette Vowinckel: «Ich fürchte mich vor den Organisationslustigen». Ein Dialog zwischen Hans Blumenberg und Reinhart Koselleck, in: Merkur 68 (2014), Heft 6, S. 546-551, hier: S. 547.

Dies nun als professorale Klage über den Universitätsbetrieb zu qualifizieren, würde die Sache verfehlen, die in dem Briefwechsel zwischen Koselleck und Blumenberg verhandelt wird – und den im Deutschen Literaturarchiv Marbach erschlossen zu haben, das Verdienst von Annette Vowinckel ist. Koselleck ist enttäuscht darüber, dass die leitende Idee der neugegründeten Universität in der alltäglichen Forschungspraxis kaum Widerhall findet und sich die disziplinübergreifende Zusammenarbeit nur schwer bewerkstelligen lässt.

Und das, obwohl die Bielefelder Universität auch in ihrer architektonischen Gestalt die neue Idee wissenschaftlicher Praxis eindrucksvoll verkörpert. Wolfgang Braungart hat daran erinnert, dass die zentrale, recht schmucklose Halle nicht nur die unterschiedlichen Gebäudeteile und eine Vielzahl von Versorgungseinrichtungen erschließt; sie soll auch Begegnungen provozieren und Kommunikation fördern. Die bauliche Verdichtung soll dazu führen, dass hier Hochschullehrer auf Studierende treffen und das Personal der Mensa auf jenes der Verwaltung. Ohne den ästhetischen Rang einer Betonuniversität zu überhöhen, hält Braungart deren Leitideen treffend fest: «Für die Universität Bielefeld waren und sind dies Interdisziplinarität und Kommunikation. Nicht Bildung.»²

Genau dies – Interdisziplinarität und Kommunikation – vermisst Koselleck aber schon im Jahr 1973. Die Soziologen, die Juristen, die Linguisten – sie alle arbeiteten weitgehend isoliert, ließen keinerlei Interesse am disziplinübergreifenden Gespräch erkennen. Allein die Historiker, so Koselleck, versuchten noch, «die Kluft zwischen den Ständen so überbrückbar wie möglich zu halten».³

Koselleck pflegt in seinen Briefen den leisen Spott. Blumenberg ist ungleich schärfer im Ton. In einem undatierten Brief, verfasst zu Beginn der 1970er Jahre, schreibt er an Koselleck: «Ich bin [...] zu der Einsicht gelangt, dass der Aufwand an Zeit, Disziplin, freiwilliger Anonymität und Kraft, der zu einem gemeinsamen interdisziplinären Unter-

nehmen [...] gehört, auf längere Sicht in keinem angemessenen Verhältnis zum wissenschaftlichen Ertrag steht.» Und er fügt an: «Ich habe meinen Tribut an diesen Irrtum – oder: meinen Einsatz auf diese Chance – entrichtet. Wenn ich es genau betrachte, habe ich jetzt gerade ein Jahrzehnt seit meiner Berufung nach Gießen daran gehängt, interdisziplinäre Verständigungen und Händel zu suchen, zu praktizieren und zu verfehlen; und was ich jetzt am dringendsten brauche, ist Konzentration [...]»⁴

Einige Jahre später werden Blumenbergs Kommentare zum wissenschaftlichen Betrieb noch unversöhnlicher. Er rechnet nun mit dem Anliegen der interdisziplinären Forschung grundsätzlich ab: «Ich habe es einfach satt, mich von irgendwelchen Grünschnäbeln mit gerade mühsam Angelesenem traktieren zu lassen, und das Ganze dann auch noch als ‚Teil eines Diskurses‘ betrachten zu sollen. Dies liest sich vielleicht wie ein Stück Arroganz, ist aber Ausdruck schlichter Ohnmacht und Ungeduld.» Um dann fortzufahren: «Das verzeihe ich mir gar nicht, so wenig, wie je an Interdisziplinarität geglaubt zu haben oder dafür Schriftstücke verfasst.»⁵

Dabei scheint die Idee der Interdisziplinarität für Blumenberg und Koselleck wie geschaffen zu sein. Beide weisen das auf, was man früher eine universale humanistische Bildung nannte. Der Münsteraner Philosoph und der Bielefelder Historiker besitzen intime Kenntnisse nicht allein von der Disziplin des Kollegen, sondern darüber hinaus eben auch von der evangelischen Theologie, der Altphilologie, der Kunst und Literatur. Anfangs zählen sie auch zu den einflussreichsten Unterstützern interdisziplinären Arbeitens. Das wird deutlich, ruft man sich einige Unternehmungen in Erinnerung, die in der Bundesrepublik der sechziger und siebziger Jahre initiiert wurden.

Als 1963 in Gießen die Forschergruppe «Poetik und Hermeneutik» ihren Anfang nahm, zählte Hans Blumenberg zu den vier Gründungsmitgliedern. Gemeinsam mit dem Anglisten Wolfgang Iser, dem Germanisten Clemens Heselhaus und dem Ro-

manisten Hans Robert Jauß vereinbarten sie regelmäßige Kolloquien, deren Titel – so will es die Legende – von Blumenberg gefunden wurden. Zwischen 1963 und 1994 fanden 17 Kolloquien statt, deren Ergebnisse in immer umfangreicher werdenden Bänden vorgelegt wurden. Dominiert wurde der illustre Kreis von Vertretern der Philosophie und der Neuphilologien. Neben Jauß und Iser prägten in der Anfangsphase insbesondere Dieter Henrich und eben Hans Blumenberg die Diskussion. Vertreter der Sozialwissenschaften waren selten; immerhin reiste Siegfried Kracauer zum zweiten und dritten Treffen aus den USA an – und klagte, meist vergebens, die gesellschaftliche Dimension der verhandelten Sachverhalte ein.

Schon der erste Band überraschte, so Karlheinz Stierle, durch den «reichen Ertrag», den die «interdisziplinäre Öffnung zwischen den Nationalliteraturen sowie zur Kunstphilosophie und Kunstgeschichte erbrachte». ⁶ Die Themen, die hier in den folgenden Jahren diskutiert wurden – sie reichen von der Bestimmung der Moderne über «Identität» und «Fiktion» bis hin zum «Fest» und, zum Abschluss, der «Kontingenz» –, zeigen eine bemerkenswerte Breite; nie werden Fragestellungen zum Gegenstand gemacht, für welche die Vertreter einer Disziplin leicht die Deutungshoheit hätten in Anspruch nehmen können. Obwohl die Offenheit in epistemologischen Fragen weniger stark ausgeprägt war – man fühlte sich der Hermeneutik verpflichtet –, gab es doch kein anderes Unternehmen, das die Öffnung und Modernisierung der deutschen Geisteswissenschaften in vergleichbarer Weise betrieben hätte. ⁷

Ähnlich engagiert wie Blumenberg, der nicht nur einer der Mitbegründer von «Poetik und Hermeneutik» war, sondern auch Mitglied in zahlreichen wissenschaftlichen Gesellschaften und im Suhrkamp-Verlag einer der Herausgeber der Theorie-Reihe, zeigte sich Reinhart Koselleck. Er vertiefte sich in die Geschichtswissenschaft und ihre Grundlagen – und machte später kein Hehl daraus, dass er der

- 2 Wolfgang Braungart: «Epochale Architektur». Das Gebäude der Universität Bielefeld, in: Sonja Asal/Stephan Schlak (Hg.): Was war Bielefeld? Eine ideengeschichtliche Nachfrage, Göttingen 2009, S. 36–63, hier: S. 47.
- 3 Koselleck an Blumenberg am 18. Juni 1973, DLA Marbach, zit. nach Vowinckel: Ein Dialog zwischen Hans Blumenberg und Reinhart Koselleck, S. 547.
- 4 Blumenberg an Koselleck, undatiert, DLA Marbach, zit. nach Vowinckel: Ein Dialog zwischen Hans Blumenberg und Reinhart Koselleck, S. 548.
- 5 Blumenberg an Koselleck am 2. September 1977, DLA Marbach, zit. nach Vowinckel: Ein Dialog zwischen Hans Blumenberg und Reinhart Koselleck, S. 549.
- 6 Karlheinz Stierle: Die Gruppe «Poetik und Hermeneutik», in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 22.7.2009.
- 7 Vgl. auch Jürgen Kaube: Zentrum der intellektuellen Nachkriegsgeschichte, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 18.6.2003.

Spezialisierung auf immer kleinere Gegenstandsbe-
reiche überaus skeptisch gegenüber steht: Er sei «lie-
ber als Laie in der gesamten Geschichte tätig [...],
denn als Spezialist in einem Bereich», erklärte er.⁸
Unverzichtbar ist die Kenntnis der Nachbardiszipli-
nen insbesondere für jene Form der Begriffsgeschichte,
die ihn international bekannt gemacht hat. Und so nimmt Koselleck schon früh am «Arbeitskreis für moderne Sozialgeschichte» teil wie auch an den Treffen von «Poetik und Hermeneutik». 1973 wechselt er von Heidelberg nach Bielefeld, wo er bald in der Leitung des Zentrums für interdisziplinäre Forschung (ZiF) mitarbeitet.

Die Gründung dieses Zentrums wurde maßgeblich von Helmut Schelsky vorangetrieben. Es sollte auf die Tatsache der fortschreitenden Spezialisierung reagieren, die mit dem Ausbau des Hochschulsystems einherging; gleichsam gegenläufig zu diesem Trend gab das ZiF themenbezogenen Forschungsgruppen eine zeitlich befristete Heimat, deren Mitglieder unterschiedlichen Disziplinen angehörten. Dabei verzichtete das vierköpfige Direktorium strikt auf inhaltliche Vorgaben; es betrieb kein Agenda Setting. Schelsky beschrieb die zentrale Aufgabenstellung des ZiF denn auch hinreichend nüchtern: «Das Zentrum für interdisziplinäre Forschung wird gegründet, um älteren und jüngeren Gelehrten gemeinsam die Gelegenheit zu geben, fachübergreifende und umfassende Problemstellungen ganzer Wissenschaftsbereiche in intensiver Kommunikation zu durchdenken und zu erfor-
schen.»⁹ Im Unterschied zum *Collège de France* in Paris oder dem *Institute for Advanced Studies* in Princeton wird in Bielefeld dabei die feste Anbindung an eine Universität gesucht.

Als Koselleck 1978 eine Gastprofessur in Tokio annimmt und in diesem Rahmen einen Vortrag zum Thema «Interdisziplinäre Forschung und Geschichtswissenschaft» hält, tut er dies nicht nur als Fachvertreter mit vielfältigen Kontakten zu den Nachbardisziplinen; er spricht auch als Direktor des ZiF. Auch er hebt in seinen Ausführungen darauf

ab, dass die Öffnung der Universitäten und der starke Anstieg der Studierendenzahlen eine grundlegende Veränderung der Fakultätsstrukturen nach sich gezogen habe. Mit der Ausprägung immer kleinerer Forschungseinheiten sei nicht allein die fachübergreifende Verständigung, welche die alten Fakultäten noch geprägt habe, verloren gegangen, sondern auch der «Gruppenegoismus der Disziplinen» über die «eigenen Fakultäten institutionalisiert» worden.¹⁰

Vergegenwärtigt man sich das bemerkenswerte Engagement Blumenbergs und Kosellecks, steht die Frage im Raum, wie deren Briefwechsel und die hierin zum Ausdruck kommenden Erfahrungen zu bewerten sind. Dabei fällt zunächst zweierlei auf: Koselleck ist auch nach seinem Wechsel an die Universität Bielefeld von der Notwendigkeit interdisziplinärer Forschung überzeugt. Seine Enttäuschung ist daher von den Schwierigkeiten der Umsetzung, von institutionellen Widerständen und der geringen Neigung seiner Kollegen am disziplinübergreifenden Gespräch gespeist; an der Idee der Interdisziplinarität hält er fest – er beklagt lediglich deren unzureichende Umsetzung. Anders Blumenberg: Er hat nicht allein das Interesse an interdisziplinären Arbeitskontexten vollständig eingebüßt; er hat überdies das Vertrauen in die Sinnhaftigkeit solcher Veranstaltungen überhaupt verloren.

Dies mag auch biographische Gründe haben. Blumenberg, dessen Mutter zum Katholizismus konvertierte Jüdin war, wurde 1939 von den Nazis als sogenannter «Halbjude» der Zugang zur Universität verwehrt; er musste auf theologisch-philosophische Hochschulen ausweichen, bis ihm auch dies verboten wurde. Erst mit beträchtlicher Verzögerung konnte er das Studium an einer Universität aufnehmen. Blumenberg hat diesen Verlust an Lebenszeit nie ganz verwunden. Als er 1980 den Sigmund-Freud-Preis für wissenschaftliche Prosa erhält, spricht er dies Odo Marquard, seinem Laudator, gegenüber offen an: «Sie haben in Ihrem Leben keine Zeit verloren. Ich habe acht Jahre verloren, die ich

auffolen muss.» Und so ist der eigentümliche Arbeitsrhythmus, den Blumenberg praktizierte, wohl auch dieser Erfahrung geschuldet. Marquard erinnerte daran im Rahmen einer öffentlichen Feierstunde, nachdem Blumenberg 1998 gestorben war: «Um diese verlorene Lebenszeit aufzuholen [...], hat er fortan nur sechsmal in der Woche geschlafen und dadurch wöchentlich einen Arbeitstag gewonnen; möglich wurde das nur dadurch, daß er auch die Nächte zur Arbeitszeit machte. Das [...] war die lebenspraktische Antwort auf seine Erfahrung der Zeitnot, deren Wurzeln er in Lebenszeit und Weltzeit philosophisch beschrieb.» Und Marquard fährt fort: «In diesen Zusammenhang gehört dann auch, daß er sich spätestens seit Ende der sechziger Jahre – um die verlorene Lebenszeit aufzuholen – aus der Öffentlichkeit zurückzog: keine Vorträge mehr, weg vom Wissenschaftstourismus und seinen Konversationsorgien, von den großen Verwaltungsturnieren der Gruppenuniversität, um in «haushälterischem» Umgang mit der knappen Ressource Lebenszeit sich [...] völlig der Arbeit an seinen Texten zu widmen.»¹¹

Zugleich erhellt der Blick auf die beiden eifrigen Briefschreiber und die Kontexte, in denen sie sich engagierten, auch einige der Bedingungen, denen die Idee der Interdisziplinarität in den sechziger Jahren ihre Konjunktur verdankt. Sie gewinnt in jenem Moment an Attraktivität, als die wissenschaftsinterne Ausdifferenzierung immer weniger erwarten lässt, auf drängende gesellschaftliche Problemlagen belastbare Antworten zu finden. Es kommt mithin zu einer problematischen Ungleichzeitigkeit: Der umfassende Ausbau des Hochschulsystems begünstigt die fortwährende Spezialisierung und lässt immer kleinere Forschungseinheiten entstehen, während die Bearbeitung gesellschaftlicher Krisenphänomene den Blick auf größere Strukturzusammenhänge notwendig macht. Peter Weingart hat die Idee der Interdisziplinarität vor diesem Hintergrund mit einer glücklichen Wendung als «List der Institution» bezeichnet.¹² Inter-

- 8 Dieter Langewiesche: Reinhart Koselleck. *Vergangene Zukunft* (1979). Vortrag für das Studium Generale. Unveröffentlichtes Manuskript, Tübingen 2015, S. 3.
- 9 Helmut Schelsky: Das Zentrum für interdisziplinäre Forschung. Eine Denkschrift, in: Paul Mikat/Helmut Schelsky: *Grundzüge einer neuen Universität. Zur Planung einer Hochschule in Ostwestfalen*, Gütersloh 1967, S. 71–87, hier: S. 75.
- 10 Reinhart Koselleck: *Interdisziplinäre Forschung und Geschichtswissenschaft*, in: Ders.: *Vom Sinn und Unsinn der Geschichte. Aufsätze und Vorträge aus vier Jahrzehnten*, hg. von Carsten Dutt, Berlin 2010, S. 52–67, hier: S. 55.
- 11 Odo Marquard: *Entlastung vom Absoluten. In Memoriam Hans Blumenberg*, in: Gerhart von Graevenitz (Hg.): *Kontingenz*, München 1998, S. VII–XXV, hier: S. XXIV.

disziplinarität erscheint dabei als Immunreaktion des Wissenschaftssystems: Die Idee gewinnt Befürworter in jener kritischen Phase der Ausdifferenzierung, als die Gefahr wächst, dass sich kaum noch jemand dafür verantwortlich (und: kompetent) fühlt, Phänomene zu untersuchen, die nicht der Zuständigkeit einer Disziplin überantwortet werden können.

Der Rückzug Blumenbergs von «Poetik und Hermeneutik» und die abgeschiedene Arbeit am Schreibtisch lassen sich aber nicht allein mit Blick auf die Biographie erklären, sondern auch als Hinweis auf die soziale Dimension wissenschaftlicher Praxis interpretieren. «Poetik und Hermeneutik» war durchaus nicht durchgängig jenes Gipfeltreffen der Meisterdenker, die im freien Spiel die Argumente zirkulieren ließen und sich im Modus von Rede und Gegenrede zu intellektuellen Höchstleistungen stimulierten. Auch wenn manche Nachrufe und Erinnerungen der Beteiligten diesen Eindruck erwecken, sprechen die publizierten Bände eine andere Sprache. Studiert man nicht allein die Vorträge und Diskussionen, sondern auch die Nachträge, mit welchen die Referenten auf Einwände reagierten, zeigt sich, dass «Poetik und Hermeneutik» als eine intellektuelle Arena vorgestellt werden muss, in der von den Beteiligten nicht nur Thesen vorgetragen und Argumente geprüft wurden, sondern eben auch um Anerkennung gerungen und um Redeanteile gekämpft wurde. Hier wurden fortwährend die Grenzen dessen verhandelt, was als sagbar, als vernünftig, als diskussionswürdig gilt, was Anspruch auf Intelligibilität erheben kann – und was nicht. Es kam daher auch im Kreis von «Poetik und Hermeneutik», der immer einen sogenannten «engeren Kreis» kannte, dem die «Archonten» angehörten, zu Verletzungen und Kränkungen.

Diese Dimensionen wurden erst in neueren Studien aufgedeckt. Oliver Müller hat sich unter dem Titel «Subtile Stiche» dem Verhältnis von Blumenberg zur Gruppe «Poetik und Hermeneutik» zuge-

wandt und dabei eine Geschichte der Kränkungen freigelegt.¹³ Walter Erhart spürt dem Verhältnis von «Diskussion und Dissens» nach und deckt – mit Blick auf Siegfried Kracauer – fünf Strategien der Immunisierung auf. Aus dem Archiv zeichnet er nach, wie es den dominierenden Akteuren gelang, den hermeneutischen Zugang vor kritischen Anfragen zu schützen und alternative Zugänge zu diskreditieren. Einwände wurden, so Erhart, ausgeblendet, desavouiert, marginalisiert, abgewiesen oder uminterpretiert.¹⁴

Spürt man dieser Dimension in den Protokollen der Diskussionen und den nachträglich ergänzten Statements nach, zeigt sich, dass sich auf diesem Wege grundsätzliche Einsichten über die wissenschaftliche Praxis gewinnen lassen. Die vertraute Klage darüber, dass sich die interdisziplinäre Arbeit nur schwer bewerkstelligen lasse, dass sie besonders voraussetzungsreich sei und an die Beteiligten hohe Ansprüche stelle, lenkt daher die Aufmerksamkeit auf die soziale Verfasstheit von Wissenschaft.

Schon in den 1930er Jahren hatte der polnische Bakteriologe Ludwik Fleck diese Dimension der Wissenschaft in seinen medizinhistorischen Arbeiten freigelegt und Instrumente zu ihrer Analyse entwickelt.¹⁵ Zehn Jahre nach der Publikation seiner epochalen Studie zur Wassermann-Reaktion nahm Fleck die wissenschaftliche Praxis erneut in den Blick: «Man kann die Wissenschaften nicht ausschließlich als eine Sammlung von Sätzen oder als ein System von Gedanken betrachten. Dies sind komplizierte kulturelle Phänomene, einst vielleicht individuelle, heute gemeinschaftliche, auf die sich besondere Institutionen, besondere Menschen, besondere Tätigkeiten, besondere Erlebnisse legen. Geschriebene Sätze, ungeschriebene Gewohnheiten, eigene Ziele, Methoden, Traditionen, Entwicklung. Vorbereitung des Geistes, Geschicklichkeit der Hände. Eine spezielle Organisationsstruktur mit einer Hierarchie, einem Kommunikations- und Kooperationsverfahren, Organisationsgericht, öf-

fentlicher Meinung, Presse und Kongressen. Eine besondere Beziehung zu anderen Erscheinungen des kulturellen Lebens, zur Gesellschaft, zum Staat usw. usw.»¹⁶

Wissenschaftliche Praxis ist demnach immer schon kontaminiert. Sie weist unscharfe Ränder auf; sie ist Logiken unterschiedlicher Art unterworfen. Sie entzieht sich einer zweiwertigen Logik und kann mit Blick auf den von Niklas Luhmann geprägten Leitcode «wahr/unwahr» nicht in ihrer ganzen Komplexität eingefangen werden. Wissenschaft ist mithin ein schmutziges Geschäft, eine hybride Praxis, die – aus der Nähe betrachtet – viel von dem Glanz einbüßt, der traditionell die Wahrheitssuche umgab. Auch wissenschaftliche Reflexivität ist daher kein Nebenprodukt, das im Forschungsprozess mit schöner Regelmäßigkeit erzeugt würde, sondern eine knappe Ressource.

Fleck rechnet denn auch nicht länger mit dem heroischen Erkenntnissubjekt, sondern mit «Denkkollektiven», die aus der beharrlichen Arbeit jener hervorgehen, die sich gemeinsam einer Forschungsfrage zuwenden. Denkkollektive stabilisieren sich über zirkulierende Ideen, gemeinsame Praktiken, geteilte Überzeugungen und Wahrnehmungsmuster. Sie lehren das Sehen und prägen einen charakteristischen Denkstil aus. Denkkollektive bilden daher nicht nur ein unsichtbares Band, das ihre Mitglieder als Gruppe konstituiert; sie gelten Fleck auch als der soziale Träger des Strebens nach Erkenntnis und als Motor des wissenschaftlichen Fortschritts.

Stellt man dies in Rechnung, wird deutlich, dass jene Phänomene, die Blumenberg und Koselleck so wortreich beklagen, eben kein lästiges Beiwerk des Strebens nach Erkenntnis sind. Wissenschaft lässt sich nicht getrennt von ihrer sozialen und kulturellen Dimension betreiben. Diese sind unhintergebar – und auf sie stößt sehr schnell, wer interdisziplinäre Arbeitskontexte zu organisieren unternimmt. Denn bei solchen Veranstaltungen kommt es eben nicht allein zur Begegnung solitärer Erkenntnissubjekte; hier stoßen auch Vertreter des

12 Peter Weingart: Interdisziplinarität als List der Institution, in: Jürgen Kocka (Hg.): Interdisziplinarität. Praxis – Herausforderung – Ideologie, Frankfurt/M. 1987, S. 159–166, hier: S. 159.

13 Vgl. Oliver Müller: Subtile Stiche. Hans Blumenberg und die Forschungsgruppe «Poetik und Hermeneutik», in: Ralf Klausnitzer/Carlos Spoerhase (Hg.): Kontroversen in der Literaturtheorie/Literaturtheorie in der Kontroverse, Bern et al. 2007, S. 251–264, hier: S. 259.

14 Walter Erhart: «Wahrscheinlich haben wir beide recht». Diskussion und Dissens unter «Laborbedingungen». Beobachtungen zu «Poetik und Hermeneutik» 1963–1966, in: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur 35 (2010), Heft 1, S. 77–102, hier: S. 86.

15 Vgl. Ludwik Fleck: Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv, Frankfurt/M. 1980. Ders.: Denkstile und Tatsachen. Gesammelte Schriften und Zeugnisse, Berlin 2011.

16 Fleck: Denkstile und Tatsachen, S. 374f.

wissenschaftlichen Feldes aufeinander, die auf unterschiedliche Weise sozialisiert sind und unterschiedlichen epistemischen Communities angehören.

Allerdings zeigten sich weder Hans Blumenberg noch Reinhart Koselleck an Fragestellungen dieser Art sonderlich interessiert. Beide wahrten Distanz zu parteipolitischen Vereinnahmungen und begegneten den Ambitionen ihrer Kollegen, «schulbildend» zu wirken, mit Skepsis.¹⁷ Sie pflegten ihre Idiosynkrasien, gingen eigene Wege, schätzten Kommunikation auch unter Abwesenden und wohl auch aus diesem Grund den Brief als Kommunikationsmedium. Die soziale und die kulturelle Dimension der wissenschaftlichen Praxis, die in interdisziplinären Arbeitskontexten schon nach kurzer Zeit thematisch werden, gerieten dabei freilich kaum einmal in den Blick – und wenn, dann meist nur als unangenehme Begleiterscheinung.

17 Vgl. Henning Ritter: Hans Blumenberg. Imaginäre Bibliotheken, in: Ders.: Verehrte Denker. Porträts nach Begegnungen, Springer 2012, S. 91–107.